

Freiburg im Breisgau

Autor(en): **Koszella, Leo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 22

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642077>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

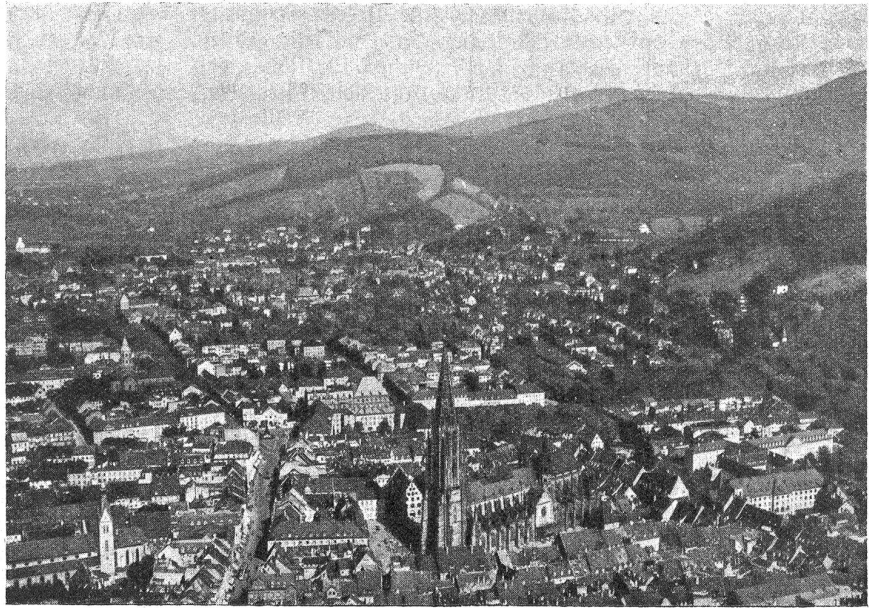
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

müssen. Mag das Urteil über das Buch dann ausfallen wie es wolle; für den wahrhaft Gläubigen ist das körperliche Bild des Menschgewordenen ohne besonderes Interesse. Seine religiöse Schau wird ihm schon ein Bild vermittelt haben und dieses Bild wird und muß für ihn immer authentischer bleiben als selbst eine „authentische Photographie“.

Abgesehen von den zugrundeliegenden chemischen Reaktionen, deren Möglichkeit zwar zugegeben werden muß, aber dennoch als Gewißheit nicht nachgeprüft werden kann, gestattet auch die Tatsache der Brandzerstörung einige Zweifel, selbst wenn man die Tatsache, daß es sich wirklich um das wahre Leichentuch Christi handelt, ohne weiteres zugibt. Eine kritische Untersuchung des Gewebes, seiner technischen Herstellung wie seiner chemischen Art nach, wurde aber von den Verfassern versäumt und das wird sich ihrer Beweisführung immer entgegenhalten lassen. W. M a n.



Freiburg i. Br. Gesamtansicht.

Freiburg im Breisgau.

Von Dr. Leo Koszella.

Freiburg in der Stadt
Süßer Fisch's und glatt.
Reiche Herre, Geld und Guet,
Zumpfere wie Milch und Bluet,
Freiburg in der Stadt.

Peter Hebel.

Freiburg — Burg der Freien. Beide Freiburg, das im Breisgau und das im Aechtland, überkamen diesen Daseinszweck von ihren herzoglichen Gründern: das im Stammland der Zähringer 1120 vom Vater Konrad, das im burgundischen Rektorat 1178 vom Sohne Berchtold IV. Und 13 Jahre später erhielt die dritte Zähringerstadt, Bern, von seinem Gründer dieselbe Aufgabe zugewiesen. Freilich ließ der Enkel, Berchtold V., den dynastischen Neben-zweck schon deutlicher durchblicken. Aber gerade dieser letzte der mächtigen Zähringerherzöge — er dachte schon an die Königskrone — erfuhr die Wahrheit des Wortes: der Mensch denkt und Gott lenkt. Seine Söhne wurden ihm grausam getötet, sein Geschlecht erlosch, und die so klug als grausam getöteten, sein Geschlecht erlosch, und die so klug als Machtstützpunkte gedachten Städte der Freien gingen ihre verschiedenen Schicksalswege. Freiburg im Breisgau kam schon 1218 an den Grafen von Urach, 150 Jahre später war es habsburgisch. Ähnlich ging es dem anderen Freiburg. Nur Bern erlangte die Reichsfreiheit nach dem Tode des letzten Zähringers. Und während das ältere Freiburg Amtshauptort blieb, das jüngere Mittelpunkt eines Kantons der freien Schweiz wurde, hat die Geschichte aus der Aarestadt eine einflußreiche Landeshauptstadt gemacht.

Trotz der unterschiedlichen historischen Entwicklung hat die deutsche Stadt mit den schweizerischen Schwesterstädten viele Züge gemeinsam. Von der gemeinsamen Jugend im frühen Mittelalter zeugen die malerischen Türme, die alten Häuser in winkligen Gassen und Gäßchen, die gotischen Gotteshäuser mit ihren himmelanstrebenden Türmen. Und wenn Bern und das schweizerische Freiburg Wasser umflossen, in Hügel eingebettet und mit herrlicher Alpenfernlicht begabt sind, so schmiegte sich das nordische Freiburg an die tannendunklen Hügelrücken des Schwarzwaldes an, bewacht den Eingang ins romantische Höllental und hat von 269 Meter Meereshöhe aus den weiten Blick auf die fruchtbare oberrheinische Tiefebene hinab.

Freiburg i. Br. hat aber Eigenwerte genug, die es vor andern oberdeutschen Städten auszeichnen. Zu der aus-sichtsreichen Lage, zu der reizvollen Umgebung mit den rebengeschmückten Hügelhängen, den nahen Aussichtsgipfeln wie Schauinsland, Feldberg und Belchen kommt eine feine Geistigkeit und Kultur, die sich ausdrückt in seinen zahl-reichen Bildungsanstalten, vorab in seiner reich ausgebauten Hochschule mit ihren 180 Dozenten und 3400 Studenten, in seinen zahlreichen Bibliotheken, in seinen Museen, seinen gelehrten und künstlerischen Gesellschaften, seinem hoch-stehenden Theater, seinen Konzertsälen, Vespallen, seinen sozialen Instituten wie Universitätskliniken, Krankenhäusern, Diakonissenhaus, Waisenhaus usw. Freiburg i. Br. macht sich anheißig, ihren Besuchern Angenehmes und Nützlich-zes zu bieten wie irgend eine andere deutsche Stadt. Ihr Ruf als Fremdenstadt ist im Aufstieg begriffen.

Der Schweizer, vorab der Berner, wird sich als Besucher dem fesselnden Eindruck des Münsters hingeben, dessen roter Sandstein ihn an das Basler Münster erinnert, dessen wunderbare Bauformen — es ist eine Verbindung romanischen und gotischen Stils — ihn aber auch an das Berner Münster denken läßt, dessen Vorbild er ja vor Augen hat. Nur ist dieser Kirchenbau im Neußern und Innern kunstreich gehalten, sein Turm, seine Tore, seine Pfeiler, Altäre, Kapellen sind überfüllt von Skulpturen aus der Blütezeit der Gotik. Bekanntlich ist das Freiburger Münster, begonnen um 1200, der einzige deutsche Dom, der im Mittelalter vollendet worden ist. Alle andern — das Berner Münster eingeschlossen — erlebten ihren Aus-bau erst z. T. in der Gegenwart. Man muß den Turm besteigen, um von hier aus die geniale Filigrantechnik go-tischer Bau- und Denkweise zu betrachten und zu bewundern, und man muß durch das feingliedrige und zerbrechliche Maß-werk der Fenster auf die Treppengiebel und Pultdächer und in die Höfe und weinumsponnenen Fenster der da unten ge-legenen Stadt schauen, um den ganzen Zauber dieses Bau-werkes auszuschöpfen.

Unten auf dem Münsterplatz stehen Kaufhaus, Korn-halle, erzbischöfliches Palais, jedes ein Zeuge eines andern Jahrhunderts, repräsentativ, malerisch und zusammen mit den anschließenden, altertümlichen Gäßchen und ihren interessanten alten Häusern ein in seinem kulturellen und künstlerischen Schwergewicht nur schwer zu überbietendes Stadtbild. Der gleiche Eindruck wiederholt sich am Franziskanerplatz, den

die gotische, St. Martin geweihte, älteste Kirche Freiburgs beherrscht. Altes und neues Rathaus, das einst für Kaiser Maximilian gebaute Falkensteinische „Zum Walfisch“ genannte Haus, die enge Universitätsstraße, die alte Universität, der Petershof, das Absteigequartier der Mehte von St. Peter auf dem Schwarzwald: alle diese kostbaren Bauwerke verstärken den ursprünglichen Eindruck, daß sich Freiburg mit Recht zu den schönsten Städten Deutschlands zählen darf. Man wundert sich, daß so vieles so gut erhalten blieb, wenn man sich vor Augen hält, daß Freiburg 1632 und 1638 von den Schweden, 1644 von den Bayern und Oesterreichern, 1677 und 1744 von den Franzosen erobert wurde, wobei es jedesmal, vor allem aber 1744, hart mitgenommen wurde.

Wer mit der Höllentalbahn in das romantische Tal des Schwarzwaldes hinausfährt oder von einer der Höhen auf das liebliche Stadtbild hinunterschaut, der wird diese Eindrücke nicht vergessen, sondern gerne wieder als Gast nach Freiburg zurückkehren.

Bärndütsch my Muettersprach. Plauderei von Frieda Brunner.

Gället, so lang me deheimen isch, dänkt me nie, oder emel sälte dra, was für ne Macht üsi Muettersprach inn sich het.

Erstcht we me furt isch, i der Frömdi, de facht me afa gspühre, wie feldt daß ds Härz und d'Muettersprach mitenand verwachse sy. Wär vo Bärn chunt, brucht nidemal über d'Schwyzergrenzen uus, numen uf Züri use oder uf Basel abe, so merkt er scho — — jtz bini nümme ganz deheime; es fählt mer öppis.

Die heimelige Tön vo üsem Bärndütsch syn-es, won-is fähle! Das isch grad gnueg, für eim Härzweh z'mache. — Mir chöi-n-is zwar nid chlage, daß ander Lüt nid fründlech zuenis syge. Im Gägeteil, mir hei sogar es sichers Gfuehl, daß men-is überall guet lnde ma, ganz bsunders emel z'Basel unde. Was d'schuld isch dra, ob üsi Sprach oder üsi Art, i weis es nid, vielleicht grad beides. Aber eis isch sicher, öppis Liebers chan-üs i der Frömdi nid begägne, als wemer unerwartet ghöre bärndütsch rede!

Won-i vo Bärn uf Basel abe züglet bi, ischs mer im Afang niene wohl gsi als i mym neue Hei und i mym große, schöne Garten inne.

Dert hani Salat und Rüebli gsäht, ha Bohne gseht und Chöhli pflanzet, ganz glychlig wie mes z'Bärn o macht. I ha Blumebandeli, eis schöner weder ds andere zwägkünstlet, ha gsprüht und gjätet und mängisch vor luuter Yfer gar nümmech dra dänkt, daß i so halbers i der Frömdi bi. Aber wenn ig i d'Stadt ha müesse, für ga Ychäuf z'mache, so hets mi dunkt, i syg verlore, chuum daß i vorem Gartetor und uf der Straß uß gstande bi. Scho im Tram ds Rüeße vom Billeteur: „Billiee gefälligst!“ het mi im Afang mängisch ganz erschlupft; de han-i natürlech sofort wieder a Bärn müesse dänke, wo d'Lüt so ganz en-andere Ton hei i ihrer Sprach. — — Aha, s' isch eifach d'Längizyt nam Bärndütsch gsi, wo mi so grüüfeli het chönne plage, die ersti Zyt hie z'Basel unde.

Baseldütsch isch doch o schön und ganz e syni Sprach — so han-i mi mängisch sälber wollen-überrede; aber myni Ohre, die hei sich eifach gar nid chönne gwöhne dra. So fuurlig het das tönt, wenn d'Lüt um mi ume zsäme grecht hei; mängisch isch es mer falsch chindlech vorkcho, das schöne Baseldütsch und mängisch, bsunders wenns Herre grecht hei, falsch chly affektiert. Item, i ha mi eifach lang nid chönne gwöhne dra. Verzieht mer, liebi Basler.

Siz ha-mi gwahnet an euch und a eui Sprach, aber i ha wäger es paar Jährli bruucht derzue. Dibr wüßets ja, Bärner sy langsam, aber si sy treu, und das isch doch o öppis wärt, oder?

Es soll Lüt gä, wo d'Muettersprach verlehren-i der Frömdi, aber wenn e Bärner hei chunt und wenn er zwängg Jahr lang wäri z'Hinterindie gsi, so facht er doch am erste Tag scho wieder afa bärndütsch rede; es chunt ihm ganz vo sälber. — — —

Obs wahr syg, het mi einisch öpper gfragt, daß es mänergattig Bärndütsch gäbi?

Ja ja, s' het öppis, aber dibr müeßt dänke, üüse Heimattanton isch e so groß, daß Baselstadt und Baseland mitenander sich verire chönnte drinne. — — D'Memmitalerbure zum Byspiel reden ruuch; d'Stadtbärner dervür syner; im Seeland chönne si guet flueche, seit me, aber im Oberland de falsch besser singen als rede. Es isch sogar scho vorkcho, daß ei Bärner der ander, zum Byspiel der Städter der Oberländer bim erste Begägne nid so rächt verstande het. — — —

Won-i zerstmal am Haslibärg bi i de Ferie gsi, so han-i emel myni Ohre o no müesse spiße, bis daß i alls verstande ha, was die Lüt dert zsäme brichtet oder zu mir gseit hei. Won-i dert einisch e vierzjähregi Zumpfere gfragt ha, wieso so wenig Chinder sygen im Dorf, het si mer prompt zur Antwort gä: „Joa, am Bärg hüraten äben d'Kind und an der Gassen d'Chind!“ Das wott säge, daß d'Haslibürger mit hürate warte, bis daß sie und är zsäme e gwüßli Anzahl Beh im Stall hei, oder besser gseit uf der Alp, aber z'Meiringe tüege si de dervür viel zjung, no falsch als Chind hürate. — — E Frau, wo uf der Matte Hanf usgpreitet het, han-i grüecht und se gfragt: „trochnet-er?“ Da git si mer zur Antwort: „Joa, wenn äsch oppen no chly schunnati“, das heißt: „Ja, wenn d'Sunne no chly schone tät“. — — Und en Metti han-i ghört zum Muetti säge: „Mädi, gimmer grad eisch die älwen Schrümpf ähen mit dänen wjischen Naschen.“ Da het die alti Frau es Paar bruuni, schafwullegi Strümpf, wo vor am Spiz wjß sy aglismet gsi, vom Ofestangli abegnoh und se dem Metti gä. Das sy die Stürmpf mit „dänen wjischen Naschen“ gi. — — Wenn aber amene Gartezum zwöi Haslibürgermeitschi bineander stande und öppis brichte, und s' chunt es Dritts verby, so fragts ganz sicher: „Heit er en Dorf?“

„Joa, hätten mir es Hüüs!“ gäbe die Andere zur Antwort. So rede si am Haslibärg.

Im Adalbode tönt es wieder ganz anders. Dert han-i einisch es Buebli, wo gar grüüfeli briegget het, gfragt: „Was hesh Chlyne, warum plääriich?“ „He, d'Schuelbüdeni schuehje mi ging un iis het mer der Fööfer gnoh!“ Also, d'Schuelhinder tüege ne geng stüpe und eis heig ihm es Fööfer gnoh. Ja, füüf Rappe meh oder weniger im Hofesad cha son-es Buebli scho z'briegge mache. —

Im Adalbode säge si dem Chäs „Spys“. Das han-i gmerkt, won-i einisch mit-eme urchige Adalbodner am glyche Tisch g'ässe ha. Uf ds Mal gumppet ihm es Stückli Chäs ab der Gable-n-undere Tisch abe; är büdt sedh fürs ufzha und seit ganz troche: „Jtz isch mer grad en Schnäz Schpys und deren Tisch ähi ghitt, aber es macht nyt, i frissen-en glych“. — I glaube, das bruuchen-i jtz nid no besser z'verbärndütsche, gället dibr heits verstande?

Aber z'Iseltwald weis gwüß nid jede Stadtbärner so fort, was das soll heiße, wenn es Muetterli syz Chindli fragt: „Was muelischt ooch, hesh ds Houtelli agrüecht?“ Das wott säge: warum brieggisch o, hesh ds Chöpfeli agschlage?

We-me vo oben-aber gäge Thun zue chunt, so merkt me gly, mi nachet Bärn; es wird da scho meh grecht als glunge.